Haus und Welt

Müde!

Am Knie der Mutter das Knäblein lehnt,
Die Äuglein beide vom Schlaf so schwer;
Doch wie sich's heimlich zum Bett auch sehnt,
Und drängt die Mutter auch noch so sehr,
Es hält sich steif, es erneut sein Fleh'n:
„Ein Weilchen nur noch, lieb Mütterlein!
Ein bischen noch laß mich bei dir sein!" —
Die Kammer ist dunkel, es bangt allein,
Es mag nicht schlafen geh'n.

Im Gärtlein sitzt beim Abendrot
Gebrochen und krank ein armer Greis;
Er hat gekämpft mit des Lebens Not,
Er hat gelitten, so lang er weiß,
Doch wie er auch klagt, was Leid's ihm gescheh'n,
O hüte dich wohl, o red' ihm nicht
Vom Ende, vom Tod, der Alles schlicht' —
Die Kammer ist dunkel — der Mut gebricht,
Er mag nicht schlafen geh'n.

Die letzte Fahrt

Ein regentrüber Himmel dehnte sich über Paris. Träge und grau floß die Seine dahin, durch die vielen Brückenbogen, vorbei an stolzen Palästen und alten Kirchen, an prachtvollen Denkmälern und gewaltigen Bauten, darin einstens Königswille geherrscht.

Ueber eine dieser vielen Brücken kam Arm in Arm ein Paar daher; der Mann schlank und kräftig, sie ein zierliches Püppchen mit blassem, schmalem Gesicht und großen, dunklen Augen. Zierlich schmiegte sich die Gestalt des Mädchens an den Begleiter. Als sie an der Morgue vorbeischritten, zuckte die junge Gestalt erschauernd zusammen.

Besorgt beugte sich Renee Marquart zu seiner Begleiterin hernieder: „Was hast du, Liebste?"

„Ach, Renee, ich dachte soeben an jene unbekannten Toten, die da unten in dem schmutzigen Wasser ihrem unglücklichen Dasein ein Ende machten und nun da drinnen zur Schau liegen," sie deutete mit der Hand nach der Morgue, „und nun warteten, daß irgendein Mensch daherkommt, der ihren Namen nennt, den sie im Leben getragen, damit man wenigstens weiß, wen man dort eingräbt. Es ist entsetzlich! Sie schüttelte sich vor Grauen. „Und nun gehst du so so weit weg von mir, was kann dir nicht alles zustoßen, und ich bleibe so allein zurück. O, ich fürchte mich für dich bei deinem gefährlichen Berufe; denn du bist ja so waghalsig. Renee, bleibe bei mir, geh' nicht fort nach Deutschland, wo die Menschen so hart sprechen, und wo es so schöne blonde Frauen gibt." Sie schluchzte plötzlich laut auf, so daß sich ein Vorübergehender erstaunt umsah.

„Aber, meine Mariette," seine Stimme klang milde, als rede er einem Kinde zu, „so gefährlich ist es doch nicht, das Motorradfahren, es ist mir bisher nicht das geringste dabei passiert. Und was die blonden Frauen angeht, du liebe kleine Eifersucht, sie sind mir vollkommen gleichgültig. Denke doch nur, meine Liebste, wenn wir nun bald heiraten und Hochzeit feiern, können wir das Geld, das ich mir dort im Preisfahren verdiene, gut gebrauchen."

Bei dem Worte „Hochzeit" lächelte sie schon halb getröstet zu ihm empor. Ueberredend fuhr er fort: „Und dann, meine liebe Mariette, bin ich auch ehrgeizig, mit dem Amateur ist's jetzt vorbei, von jetzt an zähle ich zu den Berufsfahrern." Selbstbewußt blitzten seine Augen, als er fortfuhr: „Alle prophezeien mir ja großen Erfolg, weshalb soll ich das Glück abweisen, wenn es sich bietet. Ich möchte mein ganzes Leben nicht als Schlosser verbringen, und du bist viel zu schade, immer Wäsche zu nähen. Ich gedenke einige Jahre zu fahren, und dann fangen wir etwas Eigenes an."

Ihr Gesicht leuchtete und strahlte sonnig. Mit stolzem Blick schaute sie ihren Renee an, der mutig hinauszog, um da draußen in der großen Welt berühmt zu werden und viel Geld zu verdienen. Ja, er würde das Glück schon zwingen. Aller Kleinmut war von ihr gewichen.

Die beiden schritten jetzt an der alten, prachtvollen Kathedrale Notre-Dame. In diesem Augenblick zerteilte sich der bleifarbene Himmelsvorhang, ein zögernder langsamer Sonnenstrahl funkelte hindurch, noch einer — und nun strahlte das mächtige Sonnenlicht in seiner ganzen Fülle machtvoll hernieder und umwob die uralten Mauern mit hellem, warmem Glanz. In der riesigen Rosette über dem Hauptportal versingen sich spielend die goldenen Lichter und tauchten die Madonna mit dem Kinde in ein Feuer überirdischer Verklärung.

Von einem impulsiven Gedanken erfaßt, blieb das Mädchen stehen: „Komm, bitten wir die Jungfrau, daß sie dich in der Ferne beschützt," flüsterte Mariette liebevoll. Ein leises, nachsichtiges Lächeln flog für einen Augenblick über das Gesicht des Mannes, doch dann folgte er ihrem Wunsche. Eng aneinander geschmiegt schritten sie dem Eingang der Kirche zu.

Ganz leise, auf den Fußspitzen, traten sie in das matte Dämmerlicht des wunderbaren, ehrfürchtigen Gotteshauses; um die Pfeiler und Bogen, die das tote Gewölbe trugen, schwebte geheimnisvoll schwerer Weihrauchduft. Von der Ecke aus, hinter dem prächtigen, reich vergoldeten Hochaltar, grüßte sie herüber, ehrfurchtgebietend und rührend zugleich, die Mutter Maria mit dem Leichnam ihres Sohnes auf dem Schoße, der aus übergroßer Liebe zu den Menschen den qualvollen Tod erlitten. Andächtig richtete Mariette die gläubigen Augen auf dieses erhabene Kunstwerk. Was verstand sie, die kleine Weißnäherin, von Kunst! Sie wußte nicht, daß ein berühmter Meister, dessen Gebeine längst zu Staub geworden, in dieser Pieta sich ein unvergängliches Denkmal geschaffen hatte. Mit ihrem naiven Gemüte sah sie in dem Bildwerk die wirkliche, gütige Fürsprecherin der Menschen am Throne Gottes. Andächtig sank sie in die Knie, und Renee folgte ihrem Beispiel. Und vor dem kleinen Pariser Mädchen versank die große Stadt mit all ihrem Lärm und Gepränge. Weltenfern lagen ihr in diesem Augenblicke die Boulevards, weltenfern lag ihr Lust und Vergnügen. Sie dachte nur an das eine, daß ihr Liebster in einigen Tagen von ihr ging, für lange, lange Zeit. Und wer konnte wissen, ob er je zurückkehrte. Eine furchtbare Angst ließ ihr Herz schneller schlagen. Gleich einer Vision sah sie, wie sich des Heilandes tote Züge veränderten, und plötzlich lag da starr und tot im Schoße der Himmelskönigin Renee, ihr geliebter Renee! —

Mit mühsam unterdrücktem Schrei erhob sich Mariette jäh und klammerte sich angstvoll an den neben ihr Knienden, ihn mit sich emporreißend. Seine warme lebendige Nähe färbte ihre Wangen mit rosigem Hauch. Sie mußte über sich selbst lächeln. Ach Gott, wie war sie doch so töricht und zu welcher Einbildung die Angst sie verführte, Renee eine Zeit lang nicht sehen zu können.

„Du liebe Gottesmutter, beschütze ihn mir, ihn, den ich doch so sehr lieb habe wie sonst nichts auf der Welt," flehte sie leise, dann verließen beide das erhabene Gotteshaus.

Zwei Tage später reiste Renee Marquart ab, dem Glücke entgegen. Weiter und weiter brachte ihn der D-Zug, doch immer noch sah er im Geiste die hübsche Mariette vor sich, wie sie, laut aufweinend, zum letzten Mal ihre Arme um seinen Hals schlang, und wie sie mit dem weißen Tüchlein winkte, so lange der Zug noch zu sehen war.

Das arme Ding grämte sich gar zu sehr. Ihm selbst war der Abschied auch schwer geworden, aber es galt ihr beiderseitiges künftiges Glück, und nur dieser eine Gedanke hatte ihm die Trennung erleichtert. Die Jahre einförmiger Arbeit in der Maschinenfabrik lagen hinter ihm; weit hinter den Vogesenbergen, da lärmte und tollte, da arbeitete das nimmer rastende Paris. Und wenn er zurückkehrte, da begann erst das Leben; denn dann brachte er Geld und Ruhm heim. —

Einem ehemaligen Kameraden von ihm, dem war das Glück auch hold gewesen. Als ein armseliger Schlosser hatte er im Laufe der Zeit sich zu einem gefeierten Rennfahrer emporgearbeitet, der sich auf allen Bahnen große Preise holte; und die Frauen sollten ihm umschwärmen. —

Renee Marquart lächelte vor sich hin. Die Frauen, nein, die interessierten ihn am wenigsten. Sein Herz war gefeit, das gehörte nur und immer seiner lieben Mariette mit den großen dunklen Augen und den schmalen fleißigen Händen. Ja, sein Herz war gefeit, trug er doch um den Hals auf der Brust die Münze mit dem Bild der Himmelsmutter.

„Nicht nur deinen Körper, auch dein Herz soll sie mit behüten," hatte Mariette gesagt als sie ihm die Münze gegeben. —

Und doch kam ein Tag, an dem Renee Marquart die gläubigen, vertrauten Worte seiner lieben Mariette vergaß. Bald, nur zu bald geschah dies. Es war an jenem Tage, da die schöne Frau mit dem goldenen Haar und den blauen Augen seinen Weg kreuzte. Sie war eine reiche, junge Witwe, und Renee vergaß in ihrer Nähe seine kleine Mariette. Auf allen deutschen Rennbahnen startete der immer siegreicher werdende Renee Marquart. —

Heute wollte er noch einmal dem großen Publikum all sein Können zeigen, und dann würde er in einigen Wochen Hochzeit halten mit der hübschen, stolzen Frau, die ja so reich und verliebt war. Ein glückliches und zufriedenes Lächeln glitt um seinen herben, frischen Mund, während er auf seiner Maschine durch die große Bahn dahinsauste. Drüben in einer der Logen saß seine Braut, um die ihn alle beneideten, und folgte ihm mit gespanntem Blicke. Im Vorbeifahren sah er die weißen Federn am ihrem Hut, die sich in dem leichten Winde, der die Hitze heute erträglich machte, wie grüßend bewegten. Renee Marquart durchrašte nun zum siebenten Male die große Bahn, noch drei Runden, und dann war er am Ziel, und der Sieg sein. Doch mit einem Male spürte er eine seltsame Müdigkeit in allen Gliedern, und er begann zu überlegen, ob es vielleicht besser wäre, das Rennen zu unterbrechen. Doch nein, nur nicht jetzt nachgeben, sich von seinem Körper unterjochen lassen, das konnte und durfte er nicht, er, Renee Marquart. Die Sonne brannte auch gar zu heiß, und die Luft flimmerte so eigen, er mußte für einen Augenblick die Augen schließen. Was war das nur, ihm wurde so sonderbar zu Mute, ein würgender Knäuel stieg ihm im Halse empor, er spürte, daß ihm kalter Schweiß ausbrach. Mit Gewalt riß er den Kragen seiner Jacke auf und dabei fühlte er in seiner Hand die kleine Münze mit dem Madonnenbilde, die ihm Mariette zum Beschützer auf den Weg gegeben hatte. Die Rechte am Gashebel, fuhr er automatisch, wie in grauen Nebel gehüllt, dahin. Ein leiser Weihrauchduft schien ihn zu umgeben wie damals in der Notre-Dame-Kirche. — Mühsam holte er Atem. Krampfhaft mit letzter Anstrengung umklammerte seine Hände die Lenkstange der Maschine, die mehr und mehr die Fahrtrichtung verlor.

Da, plötzlich ertönte der grelle Schrei einer Frauenstimme. — Wer schrie da, war das Mariette oder seine schöne blonde Braut? — Alles drehte sich um ihn her.

Und nun ein Krach, — ein zweiter und noch lauterer Schrei des Entsetzens. — Renee Marquart war gestürzt und lag mit zertrümmertem Schädel drunten am Rande der grauen Zementbahn. — In seiner erstarrten Hand ruhte die Münze der Madonna, die ihm auf dieser letzten Fahrt zum Begleiter geworden war. —

Aus den Memoiren eines Kanarienvogels

Piep! —

Damit ist eigentlich alles gesagt. Aber wenn man 10 Jahre unter Menschen gelebt hat, verliert man die schöne Unmittelbarkeit natürlicher Ausdrucksweise und gewöhnt sich an die Umständlichkeit der sogenannten Sprache. Oh, welch eine Welt von Gedanken und Empfindungen liegt in einem Triller! Wie jämmerlich arm ist dagegen so ein menschliches Wort.

10 Jahre unter Menschen! Das ist keine Kleinigkeit. Und unter solchen! Aber vielleicht sind sie alle so. Er ist noch halbwegs erträglich. Aber sie...! Und dann die fünf Kinder! Wenn die anfangen, „Musik" zu machen. Das Orchester bei Tisch mit anzuhören, wünsche ich keinem Kollegen.

Und dabei vergleicht Er sich immer mit mir. Nicht von wegen des Singens. Er ist der einzige in der ganzen Familie, der keine „Musik" macht. Aber, wenn sie sich gegenseitig „Komplimente" machen, pflegt Er fast jedesmal auf mich zu zeigen und zu ächzen:

„O diese Hölle! Ich bin doch auch bloß so ein Kanarienvogel."

Wie mag Er das meinen? Manchmal droht Er auch gleich hinterher: „Aber ich gehe doch noch mal durch die Lappen. Das hält ja kein Schwein aus."

Daraus werde ich nicht klug.

Sie kann ich nicht leiden. Ich weiß nicht, woran es liegt. Aber wenn Sie mir ein Stück Zucker zwischen das Gitter steckt, habe ich das Gefühl, als wolle Sie mich vergiften. Dabei lächelt Sie gewöhnlich, falls Er dabei ist, und sagt zu mir:

„Friß, mein Vögelchen, friß. So gut wie du hat es so bald keiner. — Du bist auch vernünftig und zufrieden, wie?" — Ich pflege darauf nicht zu antworten.

Wenn ich gerade erkältet bin, pflegt meistens Besuch zu kommen und dann soll ich singen. Weigere ich mich verständlicherweise, dann ist der Aerger groß, besonders wenn der Besuch schließlich mit mir unerklärlichem Hohn sagt: „Das ist wohl ein Weibchen." Daraus schließe ich, daß mit den menschlichen Weibern durch die Bank nicht viel los sein muß.

Bisweilen sind sie auch alle gut gelaunt in der Familie. Dann wird mein Käfig geöffnet und sie „geben mir die Freiheit", wie sie es nennen. Haben die einen Begriff von dem, was sie „Freiheit" nennen! Ich glaube, dazu muß man Flügel besitzen, um das auch nur ahnen zu können.

Wenn ich dann also „frei" bin, flattre ich mit meinen verkümmerten Flügelchen durch das Zimmer und — stoße mich hier und dort.

Als ich dabei neulich auf den Kaffeetisch flog, kreischte die ganze Familie vor Entzücken auf und alle schrien durcheinander:

„Komm zu mir, Hänschen — zu mir! — Nein, zu mir, Piepchen usw.

Als ich aber aus rein künstlerischem Empfinden mein zierliches Notdürftchen auf Vaters Pfannkuchen setzte, wurde der Mann rasend und schlug nach mir. Natürlich flog ich ab und er haute vorbei, traf eine Tasse, und als Sie wütend aufuhr, lag auch die Kanne auf dem Tischtuch und färbte es braun. Entsetzt sprangen alle auf und klirrbatsch lag das halbe Geschirr auf dem Fußboden, weil das Kleinste sich vor Angst am Tischtuch festgehalten hatte.

Nun ging der Spektakel los.

„Einfangen, einfangen das Luder!" schrien sie durcheinander in allen denkbaren Dissonanzen. Ich flog auf den Ofensims wie der kluge Sperling im Märchen. Denn Ihr in den Mund, das traue ich mich nicht, wenn Sie auch keine Zähne hat.

Offenbar kannte auch Er das Märchen. Denn er nahm nicht wie jener Bauer die Ofenhake, sondern den Spazierstock, um die Ecke des Simses mit großem Geschick abzuschlagen. Da das Kleinste aus irgendeinem „Bedürfnis" eine wahrscheinlich falsche Tür öffnete, benutzte ich diese Gelegenheit, um ins Nebenzimmer zu flüchten. Als ich mich dort am Pendel der elektrischen Lampe schaukelte, sperrte die Familie Augen und Mäuler auf und Er überlegte es sich sehr, mit dem Stock zuzuschlagen. Aber meine Stellung war unbequem und ich flog infolgedessen auf den Kopf einer nackten Frau, die aber aus Gips war und nur einen Arm hatte. „Heiliger Bimbam!" schrie Er, „jetzt bedreckt er mir noch die Venus!" Aber das fiel mir gar nicht ein. Um der Hetze ein Ende zu machen, zog ich es vor, in das noch offen stehende Bauer zurückzufliegen, und da beruhigten sich die Gemüter allmählich. — —

Himmel! was war das für ein Tag. Mir pocht noch das Herz:

Also zuerst kam Er. Mit Hut, Mantel und Reisetasche. Er sah sich vorsichtig nach allen Seiten um und legte dann einen Zettel auf den Tisch. Dann sagte er: „Atjeh, Piepchen." und ging so leise hinaus, wie ich ihn noch nie gehört habe. Dann war es, als ob den ganzen Tag niemand zu Hause sei. - Erst gegen Abend kam Sie mit den Kindern.

Als Sie den Zettel entdeckte, riß Sie Mund und Augen auf, griff danach, als ob Sie kurzsichtig sei und kreischte auf, raufte sich die Haare und fluchte: „So ein Lump! So ein Lump!!"

Ich begann zu singen, um Sie fröhlich zu stimmen. Aber da schlug Sie mit der Faust nach dem Käfig und knurrte: „Nun mach du auch noch Skandal! Halt den Schnabel! Dabei war mein Türchen aufgegangen, aber ich machte Sie nicht darauf aufmerksam.

Nun stand Sie eine Weile, als ob Sie überlege, eilte dann ans Fenster, als ob Sie sich hinausstürzen wolle, lachte dann aber: „Das könnte ihm so passen! — Da gibts ja noch Gesetze." Damit lief Sie hinaus und vergaß das Fenster zu schließen.

Es war ein heller und warmer Sommerabend.

Ich spähte durch mein offenes Türchen. Denn ich war zu neugierig, was da auf dem Zettel stehen mochte, der noch immer auf dem Tische lag.

Mit einem Schwung war ich unten und las:

„Der Kanarienvogel ist ausgeflogen!
Auf Nimmerwiedersehen! Max."

„Diese Worte nimm dir zur Lehre,“ sagte ich zu mir selbst und äugte nach dem offenen Fenster.

Schnell — denn ich bin immer ein überzeugter Expressionist gewesen — gab ich noch meinen freudigen Abschiedsgefühlen sichtbaren „Ausdruck“, wippte vergnügt mit dem Schwanz, schmetterte noch ein helles lustiges „Piep“ in das leere Zimmer — — und verschwand durch das Fenster ins — Frei

---

Bluten Wunden, wenn der Mörder an die Bahre tritt?

Es ist eine alte Volksmeinung, daß die Wunden eines Menschen wieder zu bluten anfangen sollen, wenn der Mörder an die Leiche tritt. Am bekanntesten ist die Anschauung aus dem Nibelungenlied geworden. Als Hagen im Wormser Münster neben der Bahre des von ihm ermordeten Siegfried trat, begannen — wie das Lied berichtet —, die Wunden zu bluten. Das war also zu einem Zeitpunkt, da Siegfried schon mindestens zwei Tage tot war.

Handelt es sich bei dieser Mitteilung nur um ein reines Phantasieprodukt des Dichters oder der Volkssage? Oder liegt der Sage doch, wie so vielen Volksmeinungen, irgend eine medizinische Tatsache zugrunde? Die vielleicht nur in verhüllter Form hier ihren Ausdruck findet?

Die „Medizinische Welt“ hat eine wissenschaftliche Rundfrage über das Problem ergehen lassen. Die eingegangenen Antworten sind von großem Interesse. Der Berliner Geheimrat Straßmann ist der Ansicht, daß es medizinisch nicht zu verstehen sei, wie die behauptete Erscheinung zustande kommen könnte. Die Ansicht, daß Wunden Erschlagener beim Herantreten des Mörders wieder zu bluten anfangen, hat aber lange geherrscht und ist in der Gestalt des Bahrrechts, sogar strafprozessual verwertet worden. Prof. Merkel, München, macht darauf aufmerksam, daß diese Brustwunden infolge des bei der Leichenfäulnis auftretenden Gasdruckes durch Höhersteigen des Zwerchfelles wohl am 2. oder 3. Tag wieder Blut austreten lassen können. Außerdem bluten Rückenwunden auch schon kurz nach dem Tode ganz erheblich nach. Ein Zusammenhang mit dem Nahen des Mörders ist jedoch wissenschaftlich nicht feststellbar.

Prof. Strauch, Berlin, hält ein stärkeres Quellen der blutenden Wunde bei einem Sterbenden dann für möglich, wenn der Täter an das Lager tritt. Beim Toten fehlt ein solcher nervös erregender Einfluß. Beim Toten senkt sich das flüssige Blut in die Rückenteile und bildet dort die als Totenflecken bekannten Verfärbungen. Ist im Rücken eine Wunde, so kann hier allmählich viel Blut austreten, und wird der Leichnam dann plötzlich nach einigen Tagen aufgehoben, so zeigt sich eine Blutlache. Aus der Wunde an der Vorderfläche des Körpers kann dagegen kein Blut austreten. Aehnlich ist die Erklärung, die der Berliner Gerichtsarzt Dyrenfurth gibt. Der Volksglaube war bestrebt, auch eine seelische Verbindung zwischen Täter und Opfer irgendwie herzustellen. Der Jenaer Pathologe Berblinger denkt, daß bei einer Umlagerung der Leiche das in der buchtigen Wunde angesammelte, teils noch flüssige, teils geronnene Blut aus der Wunde hervorquoll. Der Berliner Pathologe Christeller betont, daß durch die Fäulnisgase von innen her Flüssigkeit aus offenen Wunden ausgepreßt werden kann. Da Erschütterungen das angesammelte Gas plötzlich zum Entweichen bringen können, so ist das Herantreten eines Menschen an die Totenbahre unter Umständen geeignet, Flüssigkeit aus der Körperöffnung austreten zu lassen.

Von besonderem Interesse ist die Erklärung, die der Berliner Internist Professor Schilling gibt. Es fiel ihm früher auf, daß ein blutender Patient jedesmal stärker blutete, wenn die Schwester durch die Station ging; die Nachforschung ergab, daß der Patient sich kurz vorher heftig über die Schwester geärgert hatte. Beim Schwerverwundeten ist beim Anblick des Mörders also vielleicht die Blutwelle als Symptom der Erregung aufzufassen. Hier, in dieser öfters gemachten Beobachtung, liegt vielleicht die eigentliche Ursache des Volksglaubens, der auch die zufälligen Blutungen bei einer Leiche im gleichen Sinn deutete. Eine derartige Vorstellung wurde möglicherweise auch in dem Fall mit Siegfrieds Leiche dichterisch verwertet. Hagen war als Mörder allen bekannt. Die um die Bahre standen, warteten auf das Blutwunder, und eine ganz geringe Sekretion der Wunde hat sie vielleicht schon überzeugt. Vielleicht hat sogar eine Massensuggestion der leidenschaftlich erregten Menge die scharf beobachtete Wunde bluten sehen, — auch wenn sich in Wirklichkeit nichts geändert hat. Vor allem mußte diese Massensuggestion angenommen werden, wenn ein Ausruf Kriemhilds beim Herantreten Hagens das erwartete Ereignis suggeriert hätte. Auf jeden Fall kann es sich auch im Nibelungenlied nur um dichterische Freiheit und Fabel handeln.

Der Berliner Rechtsanwalt Thomal weist schließlich noch darauf hin, daß eine Erscheinung der Art, wie sie im Nibelungenlied berichtet wird, von revolutionärer Bedeutung für die ganze Kriminalistik wäre. Bei unaufgeklärten Tötungen würde ein beliebig ausdehnbarer Personenkreis an das Totenbett geführt werden. — Es geht aber aus den Urteilen der Naturwissenschaftler und Mediziner hervor, daß die Wunden in der Tat nicht zu bluten beginnen, wenn irgend ein bestimmter Mensch, also der Mörder an die Leiche eines Erschlagenen tritt.

Aus zehntausend Meter Höhe

Immer höher schraubte sich der zitternde Eindecker. Ben Douglas verfolgte starren Blickes das langsame, stete Vorrücken des Höhenmessers, der auf 8200 Meter wies. Nun noch 1800 Meter — dann galt es! Unruhig prüfte Douglas noch einmal die Gurte, mit denen der Fallschirm auf dem Rücken festgeschnallt war, den Mechanismus, der ihn öffnen mußte — alles in Ordnung. Sein Blick streifte den Dreiröhrenapparat, der leicht erreichbar neben seinem Sitz angebracht war, und drehte gedankenlos an den Kondensatoren. Die behandschuhten Finger drückten den Kopfhörer fest über die Sturzkappe. Entfernte Musik klang an sein Ohr.

Das gab ihm einen Ruk. Der Höhenmesser! Noch 1200 Meter — was war doch gleich? Ach ja, aus zehntausend Meter Höhe sollte er abspringen. Sprung auf Tod und Leben. Hunderttausend Dollar, wenn es gelang und wenn es — nicht gelang. Hunderttausend Dollar, und dann vor ihm: das Leben, das lachende Leben mit Mea Higgins. Der Manometer schnellte auf 9000. Douglas' Gesicht wurde wächsern. Was würde er empfinden bei diesem Gleiten aus unendlicher Höhe? Würde ihm das Blut in den Ohren brausen? Würde die Luft pfeifend und zischend den sinkenden Körper umrauschen? Durch die dichte Sturzkappe drang immer noch entfernte Musik. Das mußte wohl der Sender Schenectady sein; er kannte den harten, trockenen Ton des Ansagers.

Zum Piloten Franklin schaute er hinüber. Unbewegt war der hagere Körper in der eng anliegenden Lederjoppe unkenntlich das Gesicht unter Schutzbrille und Sturzkappe, aber die Leichtigkeit, mit der er den „joystick“ handhabte, strömte beruhigendes Fluidum aus. Douglas bebte leicht; noch 200 Meter.

Wieder hörte er den Ansager von Schenectady: Arie — Tosca. Wiegende Musik. Douglas überlegte blitzschnell. Wo hatte er ihn doch gehört? Ach ja, damals, als er im Kriege in Frankreich geweilt, im „Etoile Rouge“, einem kleinen Estaminet im Quartier latin, und die kleine schlanke Schwarzhaarige hatte sich beim Tanz hochgereckt und es ihm leise ins Ohr gesungen: „... et j'aim autant la vie“ („.... und ich liebe das Leben so sehr“) — Auch er liebte das Leben unendlich, aber darum wollte er mit diesem höchsten Einsatz kühnen Träumen Wirklichkeit geben. Hunderttausend Dollar. —

„Allright?“ klang es von Franklin her durchs Sprachrohr zu ihm. „Go on!“ gab Douglas zurück und löste die Sitzgurte. Franklin gab Vollgas, kurz heulte der Motor auf, und in eleganter Schleife kehrte der Eindecker das blendende Weiß seines Unterleibes nach oben. Schwer plump wie ein Sack fiel Douglas heraus und riß die wehende Fahne des Fallschirmes hinter sich her. Er war ein wenig benommen, aber das Unterbewußtsein wachte. Gehorsam drückte der Finger auf die Feder; leicht gab sie nach, geräuschlos öffnete sich mit stolzem Blähen der Fallschirm.

Der Sturz milderte sich, ging über zu ein ruhiges Schweben. Douglas schaukelte nach unten. Erst trübte leichter Schwindel seine Augen, dann aber sah er den endlos gedehnten Flugplatz, und in seiner grünen Einöde bunten Klumpen, formlose Menge der Zuschauer. Unter ihnen weilte Mae Higgins.

„O, daß dieses wundersame Schweben doch niemals endete!“ dachte Ben. Aber es würde enden. Seine Harmonie würde sich in einer heftigen Dissonanz auflösen, wenn der Fuß wieder festen Boden spürte, wenn die Schwingen nicht mehr trugen. Hunderttausend Dollar? Plötzlich dünkte Douglas diese Summe so lächerlich klein in dieser gigantischen Weite. Wenn ihm alles gehörte, was das Auge in dieser Höhe trinkend umfaßte! Und so kam es ihm zum Bewußtsein: er suchte nicht das Geld. Er suchte ein Unnennbares, ein Letztes, eine Harmonie, die es vielleicht nirgends gab. —

Sein Schweben wurde zur Ohnmacht, die Ohnmacht zu raschem Entschluß, wahnwitzig zu nennen. Seine vermummte Hand suchte fiebernd in der Pelztasche nach dem Messer. Schwer nur konnte er die Klinge öffnen. Dann aber — ein Seil flat-

terte zerschnitten, ein zweites, ein drittes. Der Fallschirm bäumte sich, wehte nach oben wie eine starre Rauchfahne. Die Fallgeschwindigkeit wuchs. Noch klang in Ben Douglas' Ohr Musik — vielleicht war es auch das Zischen der Luft, die sein Körper immer schneller durchschnitt. Der atmosphärische Druck preßte den Leib immer fester zusammen wie eine unbarmherzige Faust. Müh—sam — wur—de — das — At—men. Das Denken erlosch.

In die feste Masse unten kam Bewegung. Schrille Schreie stießen wie aufgescheuchte Vögel verängstigt in die Luft. Irgendwo auf dem Grün der weiten Grasfläche flackerte eine Staubwolke auf — da lag Ben Douglas. Nicht er mehr, nur das, was kümmerlich geblieben. Mae Higgins suchte nicht mehr nach Leben in diesem wunden Körper. Behutsam-zärtlich strich sie über die eine Hand, die wie durch ein Wunder unversehrt geblieben war. Mit verschleiertem Blicke sah Mae vor sich hin. Etwas dachte in ihr: Hunderttausend Dollar sind dein. Dieser Gedanke wehte befreiend Dunst hinweg. Ihre Mundwinkel krümmten sich leicht. Hunderttausend Dollar — lachendes Leben —

In der 14. Gasse

Von Ossip Dymow.

Die 14. Straße in Neuyork scheidet die Stadtteile Down-Town und Up-Town. Südlich von diesem Trennungsstrich liegt die Gegend, wo die Auswanderer wohnen — das ist der Wohnsitz der Armut, der Bezirk der Idealisten, der Phantasten und der Selbstmörder. Hier wird manchmal ein Messer scharf geschliffen und manche böse Tat ausgeheckt.

Nördlich von der 14. Straße beginnt die vornehme Gegend, das „eine“ Neuyork. Die Schaufenster der Läden sind breit, aus gutem durchsichtigen Glas und sie lassen eine reiche Fülle der seltsamsten Dinge sehen. Das ist die Gegend der teuren Automobile, der Luxusrestaurants und vor allem — der teuren Frauen. „Unten“ herrscht ein Wirrwarr von fremden Sprachen und Mundarten, rauh ist das Benehmen und das Aeußere der Menschen, „oben“ spricht man ein gutes amerikanisches Englisch, man sieht beherrschte Gesten, ausgeglichene Höflichkeit und höflichen Hohn.

Die 14. Straße ist die Durchgangstür von den Hinterstuben zu den Gesellschaftsräumen Neuyorks; sie ist eine wichtige Grenzlinie, eine der Hauptarterien im Leibe der gigantischen Stadt der Städte.

Zwiefach ist das Antlitz dieser Straße. Weil sie eine Grenze bildet, hat sie etwas vom Wesen beider Seiten an sich. Sie ist breit und geräumig, wie die Straßen von Up-Town, man hört auf ihr allerhand Dialekte, doch auch korrektes Englisch. Hier endet der Ton der fremden Einwanderer und es beginnt das Nationale, soweit man in Amerika überhaupt von Nationalem sprechen kann. — — —

An dieser Grenze zweier Welten — gedeiht und lebt die Prostitution. So ist es immer: Grenzen werden stets durch Menschenleben bezeichnet. So ist es im Kriege, wenn man junge Männer rasch abschlachtet, — so ist es im Frieden, wenn junge Weiber langsam in Raten gemordet werden. In der 14. Straße sind die Frauen unnatürlich zurückhaltend bei Tage und unnatürlich frech bei Nacht... Junge Kerle stehen an den Ecken und pfeifen durch die Zähne: mal locken sie, mal ist es eine Warnung vor der Polizei.

Kalt-gierige Augen im Dunkel der Torwege. Marktschreierische Plakate von „Burlesken“ und „Vaudevilles“. Hastiges Geflüster unter dem Eisengerüst der Hochbahn, Klänge eines automatischen Klaviers. Ein angeblich wissenschaftliches Panoptikum: eine wächserne Hexe am Eingang reißt den zahnlosen Mund auf. Altkleiderläden, in denen das ganze Jahr hindurch „Ausverkauf wegen Aufgabe des Geschäftes“ stattfindet. Elektrische Lichtreklamen. Taubstumme Zeitungsverkäufer, die mit den Fingern ihre Ware ausschreien. Alles unwirklich, leblos, automatisch, häßlich verzerrt, verunstaltet...

Lüge. Scheußlichkeit. Das Leben ist zur Maschine geworden. Der Hauch der Prostitution liegt auf allem — auf den Menschen, auf den Dingen, auf den Steinen.

So ist die 14. Straße von Neuyork, die Down-Town von Up-Town trennt, eine Scheidelinie, eine Grenze zwischen zwei Welten — die bekannteste Straße in Amerika...

Eine eigenartige Welt lebt in diesem langen engen Schlauch, der Neuyork von Fluß zu Fluß durchzieht, der Amerika durchschneidet als ein tief ins Fleisch gehender Schnitt, aus dem nicht Blut sickert, sondern die Leben junger Weiber.

Grenzen werden immer durch vernichtete Menschenleben bezeichnet. — — —

Ein Uhr nachts. Die Züge der Hochbahn verkehren weniger häufig. Das Rattern der Räder, das Kreischen der Bremsen tönt ferner und seltener. Vom Meere her weht herbstlicher Ostwind. Die anspruchslosen Vergnügungen sind zu Ende. Amerikaner, Juden, Italiener haben sich schon in ihre bescheidenen Behausungen zerstreut. Neuyork schläft und knurrt noch im Schlaf: mit dem eisernen Kreischen der Straßenbahn, dem fernen Heulen der Dampfer, dem keuchenden Dahinstürmen eines Automobils... Es ist so, als wälze sich ein riesiges Ungeheuer mit eisernem Magen und elektrischen Augen unruhig im Schlafe..

Auf der 14. Straße blinzelt und regt sich noch eigenartiges Leben. Ein junger Bengel läuft vorbei und ruft eine Morgenzeitung aus. Er ist schon ganz heiser — nicht nur seine Stimme, auch seine Augen wirken heiser. Polizisten haben sich in finsteren Ladeneingängen verborgen oder wollen sich da wärmen. Detektive schleichen vorbei. Oder sind es Verbrecher? — Wer weiß?

.. Ein junger Mensch schreitet die 14. Straße entlang: er ist anständig gekleidet und trägt einen Fingerring. Sein Gesicht ist bleich von der Gier unbefriedigter Jugend: in seinen Augen liegt der angespannte Blick, den ein kräftiger, satter aber einsamer Mann hat bei Nacht. Dieser Blick macht gierig Jagd auf jede vorübergehende Frau, als wollte er sie aus dem Nachtdunkel herausholen und an sich reißen.

An der Ecke der 3. Avenue bemerkt der nächtliche Wanderer ein junges Weib mit stark gepudertem Gesicht. Sie lehnt an einem Zeitungskiosk und wartet anscheinend auf jemand.

Zwanzig Schritte vor ihr steht eine alte Frau und schiebt einen Kinderwagen hin und her. Offenbar hatte weder die Alte noch das Kind im Wagen etwas mit der Jungen zu tun. Trotzdem wartete der Mann an der Ecke, ob die Junge sich nicht von der Alten entfernen würde. Da sie es nicht tut, tritt er zum Kiosk, kauft der Form wegen dem taubstummen Verkäufer eine Zeitung ab und spricht die junge Person an.

„Was will denn die Alte so spät noch mit dem Kinde auf der Straße?“

Das junge Mädchen antwortete, als sei sie eine alte Bekannte.

„Sie ist heute früh aus ihrer Wohnung herausgesetzt worden. Nun wartet sie.“

„Auf wen denn?“

„Ich weiß nicht. Verwandte haben versprochen zu kommen.“ —

„Was sollen denn das für Verwandte sein? Um zwei Uhr nachts!“ brummte der Mann.

„Ich weiß auch nicht,“ entgegnete sie. „Na — und?“

Er senkte seine Stimme, verschlang das junge Weib mit den Augen und fragte:

„Kommst du mit? Ja?“

„Wart' mal. Einen Augenblick.“

Sie trat zu der Alten und sagte:

„Paß auf den Jungen auf, Mama. In einer Stunde bin ich wieder da.“

Die Alte entgegnete nichts, regte den Kopf nicht, schob weiter den Kinderwagen hin und her.

Die Junge lächelte mit ihren grellroten Lippen und lud ihren neuen Bekannten ein.

„Na komm!“

(Deutsch von Erich Boehme.)

Merkworte

Schied auch die Muschel lange schon
Vom Meer, das ihre Heimat war:
In ihrer Tiefe rauscht ein Ton
Wie Meeresheimweh immerdar.

Und kann auch nie ein Herz zurück
Zum Herzen, d'ran es selig lag,
Es singt von dem verlornen Glück,
Nach bis zu seinem letzten Schlag.

*

Wer mein Vertrauen annimmt, ohne mir das seinige dagegen zu schenken, der bleibt nicht bloß mein Schuldner, sondern er zwingt mich auch, meine Offenheit zu bereuen.

*

Die Jugendsünde rächt sich an dem Mann.